

Liebe Schwestern und Brüder,

die Welt ist verrückt geworden. So habe ich beim katholischen Elisabeth-Empfang in Erfurt meine Ausführungen begonnen. Ver-rückt im Sinne von weggerückt von Dingen, die wir bisher immer als gesichert angenommen haben, verrückt von Positionen, die wir vertreten haben und die in Bewegung geraten an Stellen, wo wir nicht damit gerechnet haben.

Das heißt doch, in der Beziehung zu Menschen auf einmal Dinge festzustellen, von denen wir glaubten, dass wir sie nie feststellen würden. Also, wo man dann auf einmal sagt, ich glaube, der ist verrückt geworden oder die glauben von uns, wir seien verrückt geworden. Da hat Corona eine Menge angerichtet. Ich gehöre zu denen, die Entscheidungen treffen mussten und aus meiner heutigen Perspektive, rückwärts geblickt, wüsste ich, an welchen Stellen ich nicht noch einmal so entscheiden würde. Die Frage: „Schulen zu oder nicht?“, war etwas, das uns als Verantwortliche zerrissen hat. Einen Kindergarten zu schließen und zu glauben, dass man damit die Pandemieabwehr betreiben kann, das waren Entscheidungen, die auf den Schultern der Verantwortlichen gelastet haben. Deswegen sage ich das auch im Namen aller Kolleginnen und Kollegen, die dort Entscheidungen zu treffen hatten. Keiner von uns wünscht sich da irgendetwas zurück.

Aber nach vorne gerichtet heißt auch, in die Prozesse einzusteigen und zu gucken, was für Konsequenzen müssen wir eigentlich ziehen, um für die Zukunft besser gewappnet zu sein.

Ein Teil meines Bundeslandes ist im Moment immer noch geprägt von Menschen, die jeden Montag durch die kleinen Gemeinden laufen mit großen Trommeln, und sie behaupten, sie seien die Mehrheit der Gesellschaft.

Das Problem ist, dass die Art des Trommels Angst macht und Menschen mit einer anderen Hautfarbe, einer anderen Haarfarbe oder einem anderen Glauben auf einmal das Gefühl haben, nicht den Mund aufmachen zu können oder sich nicht mehr zeigen zu können.

Wir erleben auf einmal Kriege, die wir uns nicht gewünscht haben und bei denen mein Herz sagt, es schmerzt jede Entscheidung, die dazu zu treffen ist. Weil Kriege am Ende dazu führen, dass die Spirale von militärischer Eskalation sich zu drehen beginnt, da muss man sich ehrlich machen. Zuerst wurde Russland von Rheinmetall mit Waffen ausgestattet, und später wurde die Ukraine wiederum von Rheinmetall mit Waffen beliefert. Und es stellt sich die Frage: Als vor 34 Jahren die Menschen in der DDR in den Friedensgottesdiensten waren und mit der Kerze in der Hand rausgegangen sind und gerufen haben „keine Gewalt“ - war das eine völlig andere Botschaft?

Und wenn ich aus dieser Perspektive auf das Jahr 1982 schaue, haben wir zwei Dinge, die ich jedenfalls erlebt habe und an die ich mich bewusst erinnern kann. Wir haben die Demonstrationen im Bonner Hofgarten 1982/83, Willi Brandt, Petra Kelly und aus Erfurt Propst Heino Falke, der für die DDR-Friedensbewegung dort saß, mit dem Signet „Schwerter zu Flugscharen“.

1982 „Schwerter zu Flugscharen“, das Signet, das die Sowjetunion vor die UN gestellt hat. Und auf einmal war es ein Zeichen der Friedensbewegung in der DDR und die DDR-Oberen kamen und sagten, dass die Signets abgerissen werden. Und die Drangsal ging gegen die los, die so gekennzeichnet waren.

Was würde ich mir heute wünschen? Eine Diskussion über ein friedliches Europa. Ein Europa, das von Portugal bis zum Ural als Ganzes gedacht wird, friedliche Staaten, die miteinander leben wollen, jeder, auf seiner Art, aber untergehakt in einer inneren Überzeugung, dass wir uns gegenseitig verteidigen, gegenseitig stützen.

Und das Recht des anderen anders zu sein, auch zu akzeptieren. Und dieses Recht anders zu sein, bedeutet, dass wir auch Minderheiten achten müssen. Es ist eine Frage von Humanität und Menschlichkeit. Aus dieser Perspektive ist es für mich spannend, als Mensch in der heutigen Zeit unterwegs zu sein und zu sagen, der Begriff Gottvertrauen hat für mich in den letzten vier, fünf Jahren eine völlig neue Qualität bekommen.

Und Pater Hösl hat auf meine Familie hingewiesen. Ich hatte die Ehre zu Christi Himmelfahrt letzten Jahres zur 300-Jahr-Feier der Kirche, in der ich konfirmiert worden bin, in Niederwiesen, dort als Schirmherr sprechen zu dürfen. Und meine Ansprache in Niederwiesen in der Kirche von Johann Philipp Fresenius war: Die Kirche im Dorf zu lassen!

Ein Begriff, den ich neben das Wort Gottvertrauen stelle. „Die Kirche im Dorf lassen“ heißt, die Dinge doch mal gerade sein zu lassen, die Dinge doch mal wieder vom Fundament her zu betrachten. Also eigentlich benutzen wir es als Redewendung, um zu sagen: „Nun lass doch mal die Kirche im Dorf“.

Das Interessante war, in der Kirche bin ich konfirmiert worden. Ich kenne also die Generation von meinem Urahn vor 300 Jahren bis zum jetzigen Pfarrer Kraft. Und er wird der letzte Pfarrer in dieser Kirche sein, der hauptamtlich seinen Dienst dort macht.

Aber die Kirche wird weiter in dem Dorf sein, sie wird weiter das Zentrum des Dorfes sein. Aber ist es das noch im Herzen der Menschen im Dorf?

Oder haben wir uns daran gewöhnt, dass unsere Tempel umgezogen sind in die Mal of Berlin, in die Einkaufshallen oder bei Amazon, wenn wir mit Alexa zu Hause reden, weil sonst niemand mit uns redet. Das ist unsere Zeit, in der ich darauf hinweise, ja, als evangelischer Christ aus Thüringen verweise ich darauf, vor 500 Jahren, jetzt vor 500 Jahren hat Martin Luther die Bibel auf der Wartburg übersetzt. Und das sage ich jetzt nicht, um es einer katholischen Gemeinde zu erklären, welche Bedeutung das hat, sondern das sage ich, weil damit die deutsche Schriftsprache entstanden ist.

So wie wir heute schreiben, hat es Martin Luther in dem Text geprägt. Und deswegen habe ich diese Bibel auch mitgenommen zum Heiligen Vater, als ich zur Audienz in Rom war. Und ich habe sie überreicht mit den Worten, „die hat der katholische Priester Martin Luther geschrieben“. Es könne sich nur um eine katholische Bibel handeln. Dann habe ich ihm aus Thüringen mitgebracht: Die Heilige Elisabeth. Weil in Marburg war meine Elisabeth evangelisch. Als Thüringerin ist sie jedoch katholisch. Deswegen habe ich ihm die Heilige Elisabeth übergeben mit den Worten: „Evangelisch und katholisch. Heiliger Vater, sie kann nur ökumenisch sein.“

Und aus der Perspektive der Heiligen Elisabeth erzähle ich gerne auch denen, die montags bei uns rumrennen, was Fremdenfeindlichkeit bedeutet. Wenn wir der Heiligen Elisabeth gesagt hätten, dass Fremde hier nicht willkommen sind, dann würde es Marburg gar nicht geben. Also jedenfalls nicht so, wie wir es heute kennen. Und die Elisabeth-Kirche von Marburg wäre nicht der zentrale Ort geworden für das, was sich an Marburger Entwicklung abgebildet hat. Und das Ganze geht direkt zurück auf die Wartburg in Thüringen.

Und wenn Sie dem Gedanken nochmal einen Moment folgen, dass wir heute in Thüringen das orgelreichste Land auf der ganzen Welt haben. Wir sind steinreich und mit Orgeln gesegnet.

Steinreich mit Schlössern und Burgen und Orgeln, weil wir eine sehr potente Familie hatten, die uns in die Lage versetzt hat, wirklich selbst im kleinsten Weiler eine Kirche zu haben mit einer Orgel. Das ist die Familie Bach. Und die Familie Bach, Veit Bach war ein Glaubensflüchtling. Der vertrieben worden ist aus seiner Heimat, um eine neue Heimat in Thüringen zu finden. Heute sind wir so unglaublich stolz auf Bach und auf die Heilige Elisabeth.

Und ja, wenn dann mir gegenüber von bestimmten Ecken gesagt wird, geht doch rüber, dann war das so wie in den 80er Jahren in Westdeutschland. Da hat man mir gesagt, geht doch rüber.

Und jetzt sagt man mir in Ostdeutschland, von rechts außen kommend, geht doch rüber. Dann sage ich, wenn alle Wessis gehen würden und alle, die aus Westdeutschland gekommen sind wie Herr Goethe, Herr Schiller und alle, die wir an großen Geistesgrößen haben, dann merken wir, wie arm wir werden, wenn wir uns in unserer Unterschiedlichkeit nicht so annehmen, wie wir sind.

Deswegen, Schwestern und Brüder, wenn ich darüber nachdenke und philosophiere, was heißt es für mich, die Kirche im Dorf lassen, dann heißt das, einen Ort zu haben, an dem wir uns treffen können. Einen Ort zu haben, an dem wir uns austauschen können. Das waren 1989 die Friedensgebete in der DDR. Nicht nur zu Weihnachten, wenn man auch das Weihnachtsgedudel vorher im Supermarkt hatte, sondern tatsächlich in einer bewegten Zeit, wo man nicht wusste, wohin die Reise geht. Und diese Menschen sind es, die für mich die deutsche Einheit ausmachen, die den Mut hatten, die Staatsmacht zu überwinden, mit der Kerze rauszugehen und zu rufen, keine Gewalt. Mit dem Signet „Schwerter zu Flugscharen“.

Und das ist universell gemeint, wenn wir heute drauf schauen, wie gehen wir mit dem Erbe um, das wir haben. Thüringen ist das Land, in dem vor 500 Jahren die Reformation begann. Klar, die Reformation hat dazu geführt, dass wir gebrochen haben mit der allmächtigen Kirche. Nur wollte Martin Luther gar keine neue Kirche gründen. Er wollte seine reformieren. Und die Frage der Reformation ist eine, die uns permanent umtreibt. Ich darf Sie nur darauf hinweisen, dass das, was Martin Luther eingeleitet hat, neben der religions- und theologischen Frage eine Wirkmächtigkeit hatte, die mit einer neuen Technologie verbunden war. Nämlich die beweglichen Lettern, mit denen er auf einmal seine Texte druckte. Und seine Fähigkeit, vier Seiten gedanklich in seinen Predigten so auszufüllen, dass sie auf einen Druckstock passten. Einmal hin und einmal her. Das waren die ersten Flugschriften, die auf einmal zur Massenverbreitung von neuem Wissen geführt haben. Das heißt, wir sind vor 500 Jahren am Anfang einer völlig neuen Entwicklung, raus aus dem Mittelalter, rein in das, was wir die Moderne nennen.

Wir stehen wahrscheinlich heute an derselben Schwelle, wenn wir auf die digitale Welt, die künstliche Intelligenz blicken und wenn wir erleben, wie sich die Welt um uns herum verändert. Deswegen bleibe ich bei dem Begriff „die Kirche im Dorf lassen“, „Gott vertrauen.“ Aus dieser Veränderung, die jetzt mit uns schon geschieht, die uns begleitet, werden wir nicht rauskommen. Aber Corona hat uns gezeigt, dass das menschliche Miteinander trotzdem etwas ist, was wir zutiefst brauchen. Das ersetzt kein Computer. Das ersetzt auch das schönste Bild nicht.

Sondern das bedeutet, dass wir den anderen Menschen noch sehen, dass wir ihn angucken können, dass wir ihn in seiner Stärke, in seiner Schwäche, in seinem Lachen, in seinem Weinen erleben und auch spüren. Und deswegen glaube ich, dass wir in der heutigen Zeit eigentlich mehr Grund haben, Gottvertrauen zu entwickeln, damit wir die Veränderungen, die um uns herum stattfinden, auch aushalten, auch durchhalten, auch positive Kräfte dabei freisetzen, um das Vertrauen zu haben, dass das, was an Veränderung notwendig ist, auch gestaltet werden kann.

Wir leben in der drittreichsten Nation der Welt und schaffen es nicht, die Armut zu überwinden. Wir leben in der drittreichsten Nation der Welt und schaffen es nicht, für unsere Kinder mehr zu tun.

Bildung und Betreuung beitragsfrei. Das wäre doch das Mindeste. Und ein Betreuungsangebot und ein Bildungsangebot, das die Kinder fit macht, mit den neuen Herausforderungen unserer Zeit umzugehen. Das Ganze rückgebunden an etwas, was die Grundfundamente unseres Miteinanders sind. Und jetzt bin ich bekennender Christ und die Frage war ja, wie gehe ich damit um, dass ich gleichzeitig in einer Partei bin, in der Quellpartei, wo eher antireligiöse SED drinsteckt, mit all ihrer Verantwortung und ihren Verbrechen, die sie auch gegen gläubige Menschen begangen hat.

Aus der Verantwortung komme ich gar nicht raus. Deswegen sage ich immer, ich bin der Kieselstein im Schuh meiner Partei und will das auch gerne sein. Weil ich auch deutlich machen will, dass es sich lohnt, auch mit den Wurzeln unserer Partei, nicht nur mit der SED, sondern mit den Wurzeln dahinter sich zu beschäftigen. Und deswegen verweise ich dann einfach mal auf einen, den ich dann in Anspruch nehme, Adolf Grimme. Sie wissen, das ist der, nachdem diese ganzen Preise benannt sind, die Grimme-Preise, die so vergeben werden. Grimme sagt, ein Sozialist kann Christ sein, aber ein Christ muss Sozialist sein.

Und wenn Sie aus der Perspektive drauf schauen, zitiere ich nochmal unseren Paulus. Wir hatten ihn vorhin schon in der Lesung. Und das ist der Text, den habe ich immer bei mir. Paulus schreibt an die Gemeinden: Tut nichts aus Eigennutz oder um der eigenen Ehre willen, sondern in Demut achte einer den anderen höher als sich selbst. Und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was dem anderen dient.

Stellen Sie sich doch diesen Text von Paulus mal vor der Deutschen Bank oder vor Black Rock vor, vor den Hedgefonds und vor all denen, die Entscheidungen darüber treffen, ob der Betrieb so geführt wird oder so geführt wird. Tut nichts aus Eigennutz, tut es um der Gemeinschaft willen. Das schreibt Paulus vor 2000 Jahren an seine Gemeinden. Und macht damit deutlich, dass dieser Paulus von Tarsus sich aufgemacht hat, den Menschen zu sagen, wir sind gemeinsam unterwegs und wir sind gleich viel wert. Keiner ist höher als der andere und erhöhe sich niemand über den anderen. Weil nur aus der Perspektive werden wir gemeinsam das Gottvertrauen entwickeln, von dem Paulus schreibt. Und wir hörten gerade, wie überzeugt er war, wie sehr er sich zum Sklaven gemacht hat, dieses Wort zu verkünden, weil er alle erreichen wollte. Paulus von Tarsus ist derjenige, der mit seinem Damaskus-Ereignis erst das geschaffen hat, was uns heute als Christen gestattet, Christ zu sein. Ohne Paulus von Tarsus und dem Damaskus-Erlebnis gäbe es das Christentum nicht. Jedenfalls wäre es eine jüdische Sekte, die im Kern nur von Jüdinnen und Juden in einer Abstammungsweitergabe gelebt werden könnte. Es ist Paulus von Tarsus, der in seinem Veränderungsprozess sich aufmacht, Christen nicht mehr zu verfolgen, sondern auf einmal das Christentum zu verkünden. Dieser Veränderungsprozess.

Und deswegen, meine Damen und Herren, verweise ich nochmal darauf, wenn heute montags in Thüringen in den Städten Menschen unterwegs sind und brüllen vom christlichen Abendland und warum Fremde bei uns nichts zu suchen haben, dann möchte ich denen, die das christliche Abendland so vor sich hertragen, einfach die Frage stellen, ob sie mir auf der Stelle sagen können, wo Damaskus ist und wo Tarsus ist.

Und ob sie von Paulus jemals etwas gehört haben. Und dann bin ich immer so überzeugt und denke, ich würde da gerne hingehen und ihnen sagen, ich würde gerne mal mit ihnen über Paulus reden.

Und ich bin gespannt, ob sie da mit dem großen Pauken mal einen Moment aufhören und vielleicht einfach mal zuhören, dass das, was für uns Christsein bedeutet, eben bedeutet, tut nichts aus Eigennutz. Tut es um der Gemeinschaft zu willen. Tut es nicht, um euch zu erhöhen.

Und grenzt bitte niemanden aus. Paulus war derjenige, der zum ersten Mal alle anderen Menschen einbezogen hat, das Wort Jesus Christus, das Gottes Wort zu verbreiten.

Und deswegen ist das, was wir heute leben, eine universell vereinbarte Glaubensverbreitung. Und da unterscheide ich eben genau nicht zwischen evangelisch und katholisch oder orthodox oder was auch immer, weil ich sage, der universelle Glaube an Gott vereint uns auf die besondere Art. Und wenn wir unter diesem Aspekt die abrahamitischen Religionen zusammen betrachten, dann merken wir auch, dass wir aufeinander angewiesen sind und unsere Schriften uns durchdringen.

Und dass wir aufpassen müssen, dass wir uns nicht von denen auseinanderdividieren lassen, die den jeweiligen Gottesbegriff missbrauchen, um andere zu töten, um sich anzumaßen, mit militärischer Gewalt über andere zu herrschen oder Gewalt anzuwenden. Und da ist mir egal, in welchem Namen, welchen Gottes man glaubt, andere Menschen töten zu können. Kein Gott, meiner nicht und kein anderer, gibt das Recht, einen anderen zu töten. Mein Gott zwingt mich allerdings darüber nachzudenken, wie ich mit dem anderen zusammenleben kann. Und dann muss man über die Frage reden, wie schaffen wir es, ein friedliches Europa zu gestalten, wie schaffen wir am Ende auch eine Absage an autoritäre Denkstrukturen, an Chauvinismus, an Imperialismus, an Militarismus? Das was mich umtreibt, ist kein Pazifismus. Und ich achte Menschen, die sich als Pazifisten definieren. Was mich umtreibt, ist, dass wir in der heißesten Phase des Kalten Krieges noch in der Lage waren, über Abrüstung zu reden. 1982, ich erzählte vorhin davon. Und jetzt schaffen wir es nicht, auf der Welt ein Netz von Abrüstung zu schaffen, weil wir in einer Spirale der Hochrüstung gelandet sind und die einzige Antwort auf Hochrüstung ist wieder Hochrüstung. Da gilt dann der Satz: Nach Rüstung kommt Krieg. Und die Frage, wie schaffen wir es, die friedliche Botschaft unseres Glaubens so in den Vordergrund zu bekommen. Ich will deutlich sagen, Russland und Putin haben die Ukraine überfallen. Und der Einzige, der Frieden schaffen kann, ist derjenige, der den Krieg befohlen hat. Der muss ihn auch beenden und aus dem anderen Land abziehen. Auch diese Botschaft muss man dann klar formulieren. Und da will ich nicht naiv sein, sondern einfach sagen, wir brauchen eine Perspektive.

Ich habe es versucht, an dem Beispiel von Luther und den beweglichen Lettern zu erklären. Was wir nicht brauchen, sind 100 Jahre Krieg, bis wir endlich begreifen, dass wir uns gegenseitig alle umgebracht haben. Das Ende vom 30-jährigen Krieg war, dass Europa ein Viertel aller Menschen umgebracht hatte. Und der Großteil unserer Dörfer Wüstungen waren. Wenn wir so in unsere Flurstücke gehen, werden wir die Spuren des 30-jährigen Krieges überall hier nachvollziehen können. Und wir werden an allen Stellen miteinander sehen, was es heißt, nicht darauf zu achten, wie wir miteinander umgehen. Und deswegen, lieber Pater Hösl, Sie haben den Satz geprägt von der GmbH, den greif ich gerne auf, also nicht die kapitalorientierte von Hedgefonds getragene GmbH, sondern die „Gesellschaft mit begründeter Hoffnung“.

Diese Gesellschaft mit begründeter Hoffnung, in der möchte ich mit Ihnen zusammenleben, mit der möchte ich als Christ mit Ihnen zusammen unterwegs sein. Die sollen mich prägen und deswegen, meine Damen und Herren, ich lade Sie ein. Zum 103. Katholikentag vom 29. Mai bis zum 2. Juni in Erfurt. Ich als Ministerpräsident freue mich auf Sie. Und ich freue mich auf alle katholischen Christen, die zu uns kommen, um mit uns zusammen den Katholikentag zu feiern. Es gibt tausend gute Gründe, nach Thüringen zu kommen. Es gibt tausend gute Gründe, auf Thüringen zu achten. Und wir tun jeden Tag etwas, damit Sie an uns erinnert werden, selbst manchmal komische politische Geschichten. Aber wir tun das alles, damit Sie nie vergessen, in der Mitte Deutschlands liegt Thüringen. Und dieses Thüringen lädt Sie gerne ein zum Katholikentag. Ich wünsche Ihnen einen wunderbaren Abend und uns allen Gottes Segen.